



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goethe und die Boisserée. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Rentengüter, die in den letzten zwanzig Jahren geschaffen worden sind. Die Landbank, die vor zehn Jahren von angesehenen Landwirten in Berlin als Aktiengesellschaft gegründet worden ist, hat bis Ende 1905 rund 2000 neue Wirtschaften von zusammen 30546 Hektaren und 1433 Zukaufsgrundstücke von zusammen 6782 Hektaren an bauerliche Besitzer vergeben. Carl Jentsch



Goethe und die Boisseree

2



ber auch persönlich sollten die Boisseree Goethen noch näher treten. Sulpiz hatte gleich Goethe dringend eingeladen, die Zeichnung mit eignen Augen zu beschauen. Er hatte den lebhaften Wunsch, damit den Sieg, dessen er sich rühmte, vollständig zu machen und den alten Heiden mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen in das Lager der Romantik einzuführen. Mehrere Jahre gehn darüber hin, die stürmischen Zeiten der Befreiungskriege luden nicht zu solchen Unternehmungen ein. Aber der Spätsommer 1814 krönte die Hoffnungen des Heidelberger Aleeblatts mit glänzender Erfüllung. Goethe, so sehr er sonst die böhmischen Bäder bevorzugte, hatte sich diesmal für Wiesbaden entschieden. Am 13. August schrieb er von dort an Sulpiz, der sich in Birtscheid bei Aachen aufhielt, wo er ein hübsches Zusammentreffen mit dem Herzog Karl August hatte, und bat um seinen Besuch. Obwohl es anfangs mit den beiderseitigen Zeiteinrichtungen nicht gut zu passen schien, kam Sulpiz doch rechtzeitig nach Wiesbaden, da Goethe in einem spätern Briefe ausdrücklich den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, die drei Freunde und die Sammlung zu besuchen. Sulpiz reist nun mit ihm zunächst nach Frankfurt, wo einige Tage Aufenthalt war, am 24. September erscheint Goethe in Heidelberg und nimmt bei den Boisseree Wohnung. Natürlich waren es nicht nur für diese festliche Tage, die ganze akademische Welt war in freudiger Erregung, eine Feierlichkeit jagte die andre. Goethe blieb bis zum 10. Oktober und trat dann die Heimreise an. „Der Abschied von dem alten Freunde, schrieb Sulpiz am 11., tat mir recht leid, besonders als er wegfuhr und ich allein blieb und niemand hatte, als meine Gedanken, mit dem ich mich unterhalten konnte über das, was er uns gewesen war, und was wir in diesen schönen Tagen von ihm gehabt. Er bat wiederholt, ihm bald zu schreiben und den Katalog unsrer Sammlung (bloß zur Leitung seines Gedächtnisses) zu schicken und überhaupt zu sorgen, daß zwischen uns alles recht im Leben erhalten würde, er wiederholte mehrmals und bei jedem Anlasse, daß er nächsten Frühling wieder-

kommen wolle, und meine Drohung, wenn er zu lange ausbliebe, würde ich ihn abholen, freute ihn."

Den Widerhall des Goethischen Besuches in Boisserées Herzen finden wir am lautesten und unmittelbarsten in einem Schreiben, das er am 23. Oktober von Darmstadt aus an Amalie von Helvig geborne von Imhof richtete. Hier heißt es: „Seitdem nun selbst der alte Heidenkönig dem deutschen Christkind hat huldigen müssen, sind wir gar voll des süßen Übermuts. Was die Bilder auf unsern Freund für einen Eindruck gemacht haben, ist unsagbar, und was er darüber geäußert, wäre heute zu weitläufig, einstweilen mögen Sie nur wissen, daß er den Meister Eyck jetzt immer im Munde führt und Hemmelinck (wie man damals Memling noch allgemein zu nennen pflegte) und Meister Schoreel hoch leben ließ. So nennen wir nämlich seit einer diesjährigen Reise nach Brabant mit Bestimmtheit den Maler vom Tode der Maria*)."

Wir sehen, lauter Jubel und Triumph bei den Jungen und bei dem alten Heidenkönig warme Herzensteine freundschaftlichsten Einvernehmens. Freilich weder sein Versprechen noch Boisserées lebenswürdige Drohung vermochten ihn schon im Frühling nach Heidelberg zurückzuzaubern, aber er kam doch wieder. Wiesbaden war ihm mit seinen Quellen so wohlthätig gewesen, daß er die Kur zu wiederholen beschloß. Schon im Juli finden wir ihn dort. Am 21. schrieb er an Sulpiz: „Nach Heidelberg gelange schwerlich.“ Aber er bittet um eine Zusammenkunft: „Uns zu besprechen ist höchst nötig, wenn auch nur auf eine Stunde.“

Daraus aber wurden viele Wochen des genuß- und inhaltreichsten Zusammenlebens. Schon am 2. August kam Sulpiz nach Wiesbaden. „Mittags kam ich zu Goethe, es war ein fröhlicher, herzlicher Empfang.“ Von dort ging's nach Mainz, wo man damals gerade bedeutende Ausgrabungen römischer Altertümer vornahm. Unterwegs kam Boisserées Wunsch, ganz nach Weimar zu ziehen, zur Sprache. Goethe riet ab, er sagte: „Es ist da zu nüchtern für Euch, das Theater kein Ersatz für das schaurige, mannigfach bewegte Leben, wie Ihr es von Köln her gewohnt seid.“ Gewiß, ein treffender Grund, aber lag nicht im Hintergrunde doch auch der Gedanke, daß es gut sei, mit dem romantischen Wesen, auch wenn es in einer so edeln, lebenswürdigen Form, wie bei diesem seltenen Menschen, auftrat, sich nicht in eine unlösliche Verbindung zu bringen? Über die Führer der Schule nahm er wenigstens die Gelegenheit, offen seine Meinung zu sagen. Er klagte über die Unredlichkeit der Schlegel und Tieck. „In den höchsten Dingen versieren und daneben Absichten haben und gemein sein, das ist schändlich. Schiller war ein ganz anderer, er war der letzte Edelmann unter den deutschen Schriftstellern, möchte man sagen, sans tache et sans reproche.“

*) Die neuere Kunstgeschichte hat diese Bezeichnung nicht sanktioniert, sondern spricht schlichtweg von dem Meister des Todes der Maria.

Auch eine andre Angelegenheit wurde zwischen beiden eifrig verhandelt. Der berühmte Minister Stein, mit dem Goethe von Wiesbaden aus zusammengetroffen war, hatte diesen ersucht, an Hardenberg, den damaligen Staatskanzler, eine Denkschrift über die Kunst und die antiquarischen Angelegenheiten zu richten. „Darüber wollte er sich mit mir beraten, schreibt Boisseree. Er ging gleich darauf ein, daß es geradezu geschehen müsse, um dem häßlichen Parteiwesen zu entgehn, und ging dann gleich weiter und meinte, er könne ja die Denkschrift an Metternich schicken, er sei ihm ohnehin den Dank für den Orden schuldig. Hauptgrundsatz sei, daß die Kunstwerke und Altertümer viel verbreitet würden, jede Stadt die ihrigen behalte und zurückbekomme, aber es sei dabei geltend zu machen, daß ein Mittelpunkt gegeben werde, von wo aus über das Ganze verfügt würde. Ich sprach ihm dann von einer deutschen Gesellschaft für Kunst und Altertum, wo es aufs Sammeln ankomme, und wodurch am ersten dergleichen Zusammenwirken zustande zu bringen sei. Aber freilich müsse es geschehen ohne alle Anstalten von seiten der Regierung, nur Freiheit und Begünstigung bedürfe man, es muß sich von selbst machen, da sein, ehe davon gesprochen werde. Goethe ging auf alles ein und erinnerte mich an das, was er von der englischen Gesellschaft der Naturforscher in der Farbenlehre gesagt habe.“

Eine sehr schöne und genussreiche Zeit verbrachten die beiden Reisenden in Frankfurt, wo Goethe der Gast seines Freundes Willemer und seiner Gattin Marianne, der Suleika des Divans, auf der Gerbermühle war. Sein Geburtstag am 28. August wurde dort festlich und poetisch begangen, wobei das Hoch auf das Geburtstagskind in Wein aus seinem Geburtsjahre ausgebracht wurde. Sulpiz stiftete ihm die heilige Barbara von Eyd mit einigen selbstgedichteten Versen. Bis zum 19. September dauert diese unvergeßlich reiche, poesieverklärte, geistbewegte Zeit. Dann geht die Reise über Darmstadt nach Heidelberg, wo sie am 21. ankommen und Goethe bis zum 6. Oktober weilt. Da gibt es einen plötzlichen Ausbruch. Goethe befürchtete eine ernstliche Krankheit, sprach vom Testamentmachen und ließ sich nicht länger halten, als bis zum Mittag des 7. Oktober. Sulpiz bereitete sich darauf vor, ihn bis Weimar zu begleiten, da sich jedoch Goethe im Wagen bald wieder erholte, verließ ihn der junge Freund in Neckarelz, obwohl Goethe ihn noch nicht entlassen wollte. Es war ein trauriger, schwerer Abschied.

Die Wiederholung des Besuchs war für den nächsten Sommer bestimmt, und Goethe reiste auch in der That mit seinem Intimus in Kunstsachen, Heinrich Meyer, am 20. Juli von Weimar ab. Aber sehr bald nach der Abfahrt warf der Kutscher aus Ungeschick den Wagen um, die Achse brach, und Meyer wurde an der Stirn verletzt. Daß die Reise zunächst unterbrochen wurde, ist natürlich, daß sie aber ganz unterblieb und auch später nicht nachgeholt wurde, ist doch sehr auffallend. Ein kleiner Unfall, der dauernd keinen Schaden stiftet, kann jedem begegnen. Aber gewiß würden die wenigsten darin

die Stimme von Dämonen, die eine Warnung hätten geben wollen, erkennen mögen, wie Goethe es tat, der sich bei solchen Gelegenheiten — denn der Fall steht nicht vereinzelt da — abergläubischer zeigt, als man ihm im allgemeinen zuzutrauen geneigt sein wird. Die Voisserée mit der größern Enge ihres religiösen Gesichtskreises haben ihm keinen Vorwurf daraus gemacht. Aber auch Meyer hat sich nicht vor Dämonen gefürchtet. Ihn treffen wir vielmehr im Oktober 1817 bei dem Kleeblatt. Er hätte es aus einem andern Grunde vielleicht scheuen dürfen, denn es war ein Ereignis eingetreten, das der Freundschaft hätte gefährlich werden können. Schon längst war es der Wunsch der Heidelberger gewesen, Goethe zu einer eingehenden Würdigung ihrer Bilder zu veranlassen. Bei einem letzten Besuche war das zur Sprache gekommen, und er hatte eine allgemein gehaltne Zusage gegeben. Mit dem Jahre 1816 begann er mit Meyer gemeinsam die Herausgabe einer Zeitschrift in zwanglosen Hefen unter dem Titel „Über Kunst und Altertum“. Gleich im ersten Hefte bot er den Anfang der Schrift, die im Zusammenhange die Aufschrift erhielt: Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815. Dieser erste Aufsatz brachte die Schilderung von dem Feste des heiligen Rochus, das bei Bingen gefeiert wurde, und wofür sich Goethe sehr interessiert hatte. Das zweite Heft aber, das ebenfalls noch 1816 erschien, enthielt zunächst einen Aufsatz, der die Überschrift trug: „Neue deutsche religiös-patriotische Kunst.“ Unterzeichnet war er mit der Chiffre WKF (Weimarische Kunst-Freunde), die Goethe und Meyer gemeinsam führten. Was mit jenen Worten gemeint war, konnte niemand zweifelhaft sein. Es war eine deutliche Abjage, ja man übertreibt nicht, wenn man sagt, eine offene Kriegserklärung an die Romantik. Goethe hatte immer das Gefühl mangelnder Ehrlichkeit bei den Führern der Bewegung gehabt, in ihrem ganzen Wirken eine künstliche Aufregung gesehen. Das war hier bestimmt, wenn auch ohne Gehässigkeit ausgesprochen. Geschrieben war der Aufsatz von Meyer, aber jene Chiffre ließ die besondre Autorschaft im Zweifel, und Goethe machte auch kein Hehl daraus, daß sich seine eigne Überzeugung vollständig mit der darin ausgesprochenen decke. Natürlich entstand im gegenseitigen Lager große Aufregung, Dorothea hielt nicht mit bissigen Ausfällen zurück. Unser Trio schwur doch zu derselben Flagge und war in derselben Weise beteiligt. Zunächst schien es eine Hilfe in der Verlegenheit, Meyer, dessen Verfasserschaft nicht lange Geheimnis blieb, verantwortlich zu machen. Das hielt jedoch nicht vor, und man mußte sich mit der unangenehmen Tatsache abfinden, den Allverehrten Schulter an Schulter mit dem offenen Feinde zu sehen.

Goethe selbst sagt darüber: „Ich wünsche, daß der Aufsatz gerecht, ja billig gefunden werden möge. Die Liebhaber, die die ältern Kunstwerke retten und sammeln (das geht also auf unsre Freunde), werden höchlich gepriesen, den Künstlern, die jene alte Art wieder hervorsuchen, wird ein Spiegel vorgehalten, den wir recht hübsch und plan zu schleifen und gut zu polieren gesucht haben.“

Diese Worte lassen den Freunden alle Gerechtigkeit widerfahren und waren dazu bestimmt, jede Empfindlichkeit im Keime zu ersticken, aber sie schließen doch auch Goethe durch das „Wir“ aufs engste in die Verfasserschaft mit ein. Sulpius schreibt deshalb nicht ohne einige Gereiztheit: „Wie sehr weicht aber von der Darstellung des Rochusfestes (die er sehr bewundert) die Ansicht des Verfassers des polemischen Aufsatzes ab, indem er gegen die Nachahmung italienischer und deutscher die hellenische als einzigen Kanon aufstellt. Wir sehen nicht ein, wie er dadurch seine Gegner belehren oder besiegen könne. Aus der Nachahmung von Kunstwerken wird nie etwas echtes hervorgehn, die Vorbilder mögen sein, welche sie wollen. Das allein seligmachende Heil bleibt ja immer nur in der freien Nachahmung der Natur zu suchen. Und so muß sich eben jedes Volk und jede Zeit an dem halten, was ihm, um mit den lieben Heiden zu reden, die Götter und das Schicksal zugeteilt haben.“ Wie man sieht, sind das sehr vernünftige ästhetische Grundsätze, die sich aber mit demselben Rechte gegen die romantische Überspannung der ausschließlichen Normalität der altdeutschen Kunst wenden. Denn die große Kluft, die sich zwischen ihr und dem modernen Empfinden herausgestellt hat, läßt sich mit dem bloßen Regieren nicht überbrücken. Und was praktisch dabei herauskam, haben die Bilder der damals freilich hochbewunderten, aber wie bald abständig gewordenen Nazarener auf das klarste gezeigt.

Sulpius fährt dann fort: „Wir beklagen allein, daß nicht, wie wir es erwartet, Sie selbst den Aufsatz übernommen haben. Denn nur Sie mit Ihrem großen Sinne, empfänglich für alles echte, welcher Gestalt es auch erscheine, nur Sie waren imstande, die Aufgabe zu lösen und zwischen zwei Ultrapunkten die wahrhaft beseligende Mitte zu zeigen. Wir müssen jetzt doppelt und dreifach wünschen, daß Sie desto eher die Beschreibung unsrer Sammlung fortsetzen. Dies wird auf die einfachste und natürlichste Weise Gelegenheit geben, Mißverständnisse zu entfernen.“

Goethe schreibt darauf mit der vollen Ruhe des echten Olympiers: „Wegen WKF sind schon manche Reklamationen und Approbationen ausgegangen, alles wird sorgfältig zu Akten geheftet und wird daraus ein unterschiedner Blick in die deutsche Kunstwelt, ihr Wollen und Vollbringen hervorgehn, welches ohne diesen kühnen Schritt nicht gewesen wäre. Eine Vermittlung wird sich um desto eher bilden lassen, als die Schrift, genau belesen, sie schon enthält, worüber ich das Weitere bis zur Vollendung der Zeit nicht aussprechen mag.“

Eine Vermittlung über die tiefsten Fragen der Kunst erfolgte nun freilich nicht, war auch nicht möglich, da die innersten Grundlagen der Weltanschauung dabei mit ins Spiel kamen. Das schadete aber der persönlichen Freundschaft nicht im geringsten. Und wie weit die edle Natur der Boisseree über Nachtragen und Übelnehmen hinaus war, zeigt sehr deutlich ihr Verhalten gegen Meyer, als er sich kühn genug in die Höhle des Löwen hineinwagte. Er fand

die freundlichste Aufnahme. Sulpiz schreibt darüber an Goethe am 19. Oktober 1817: „Nun von Hofrat Meyer zu reden, so hat es uns eine große Freude gewährt, ihn vor den Werken der verkannten Künstler seine Beichte ablegen zu hören, obwohl es uns freilich noch lieber gewesen wäre, er hätte keine nötig gehabt. Aus allem ging hervor, daß er Ihnen nicht geglaubt, sondern Ihre Bewunderung für übertrieben gehalten habe, bis ihn nun der Augenschein vollständig überzeugte und ihn gleichen Sinnes machte. Er äußerte dies ganz unaufgefordert, wie Sie denn auch von uns überzeugt sein werden, daß wir Ihren Freund weder zum Urteil noch zum Streite aufgefordert, sondern ihn in vollkommener Freiheit und Ruhe gelassen haben.“

Eine Enttäuschung war es aber doch noch für die Brüder, als die Äußerung des geliebten Dichterfreundes über ihre Sammlung in dem früher erwähnten Reisebericht viel knapper gehalten war, als sie gewünscht und gehofft hatten. Auf Einzelheiten ging er sehr wenig ein, und sie hätten doch am liebsten einen Subelhymnus über jeden ihrer Lieblinge gelesen. Aber da war nun nichts mehr zu machen, und auch damit fand sich das Heidelberger Trio ohne Murren und Jürnen ab.

Freilich blieb der mündliche Verkehr zunächst ganz aufgehoben, wovon aber der Grund nicht in persönlicher Verstimmung, sondern in dem mannigfachen Schicksalswechsel, den jene durchzumachen hatten, lag. Der Briefwechsel ging ungestört in immer gleicher Herzlichkeit und Vertraulichkeit fort. Aber die Brüder verlegten ihr Domizil 1819 von Heidelberg nach Stuttgart, 1827 von dort nach München. Dies hing mit dem Verkauf ihrer Sammlung zusammen, der ihnen doch im Laufe der Zeit sehr wünschenswert geworden war. Es war für zwei Privatleute eine zu große Last, der Besitz einer Sammlung, in der sie einen großen Teil ihres Vermögens festgelegt hatten, und die sie persönlich hüten und verwalten mußten. Sie haben manche Unterhandlungen darüber gepflogen, namentlich mit Berlin.

An und für sich war ihnen die preußische Hauptstadt, die auch der viel umhergetriebene Sulpiz nie betreten hat, wenig sympathisch. Süd und Nord, Katholizismus und Protestantismus waren Gegensätze, die nicht leicht auszugleichen waren. Andererseits hatte Sulpiz in den hohen wie in den künstlerischen Kreisen dort viele und sehr gute Beziehungen, und es war nach der großen Zeit der Befreiungskriege mit dem Erwachen des neuen Geistes, der auch für Bildung und Kunst neue Ziele gesteckt hatte, ein nicht ungünstiger Boden für die Förderung großer künstlerischer Aufgaben gewonnen. Aber sparsam war man bis zum äußersten, ja bis zum Verzweifeln, und man hatte ja leider nach den furchtbaren Verheerungen des Krieges und der schmachvollen Auspressung des Landes durch die Franzosen genügenden Grund dazu, wenngleich eine größere Natur, als der damalige König sie hatte, mit den Verhältnissen anders hätte rechnen können. An diesen Klippen scheiterten die Bemühungen, die Brüder mit ihrer Sammlung nach Berlin zu ziehen, so lebhaft sich auch

Hardenberg und ein Künstler wie Rauch dafür ins Zeug legten. So wurden sie schließlich mit dem König Ludwig von Bayern, diesem bedeutendsten und tatkräftigsten aller fürstlichen Mäcene, die Deutschland bis auf unsre Zeit gehabt hat, einig, der die ganze Sammlung um 225 000 Gulden für München übernahm. Seitdem lebten die drei Getreuen dort. Daß ihnen der Verkauf sehr schwer wurde, bedarf keiner Versicherung, und wie ihnen ihr Schatz als Ganzes am Herzen lag, beweist ihre lebhafteste Trauer, als der neue Herr sechzig Bilder von dem ganzen Bestande abtrennen und in die Moritzkapelle nach Nürnberg überführen ließ, in der man auch schon begonnen hatte, altdeutsche Kunstsachen zusammenzuhäufen. Diesem wichtigen Erlebnis war aber der dritte und letzte Besuch, den Sulpiz bei Goethe in Weimar abstattete, vorausgegangen. Er fällt in die Zeit vom 17. Mai bis zum 3. Juni 1826 und bietet dasselbe herzerfreuende Bild freundschaftlichsten Einvernehmens und vertrauten Gedankenaustausches. Die alten Streitpunkte blieben ruhen. Ein völliger, dauerhafter und für beide Seiten ehrenvoller Friede war hergestellt. Das Gebiet der gemeinsamen Interessen war auch groß genug, um ihren Gesprächen Inhalt und Wert zu verleihen.

Nach zwei Seiten hin hat Sulpiz dem alten Freunde sogar nicht unbedeutende Dienste leisten können, und wenn in dem einen Falle allerdings ohne den gehofften vollen Erfolg, so doch in dem andern mit um so mehr Glück.

Im August 1819 erschien der damals auf der Höhe seines Ruhmes stehende Thormaldsen in Stuttgart bei den Boisseree zur Besichtigung der Bilder. Sulpiz befand sich zur Zeit in Frankfurt. Bertram berichtet am 27., Melchior am 29. von der Freude, die ihnen der Besuch, und der, die ihm die Sammlung gemacht habe. Inzwischen aber war der große Künstler schon persönlich in Frankfurt eingetroffen und stand mit Sulpiz in nahem Verkehr. Am 28., also an Goethes Geburtstage, waren sie den ganzen Tag bei dem mit Sulpiz nahe befreundeten Bürgermeister Thomas, wo Sulpiz Wohnung genommen hatte, zusammen. Er schreibt darüber an Goethe, daß sie die Feier des Geburtstages in großem Kreise mitgemacht hätten. „Wir saßen in der zahlreichen Gesellschaft unter Ihren nächsten Freunden Willemmer, Riese usw. Da reihte sich Erinnerung an Erinnerung und Wunsch an Wunsch. Ja, dies war noch viel mehr der Fall, als wir am andern Tage Abends bei den Frauen auf der Gerbermühle in dem kleinen Gartensaale versammelt waren.“ Bei dieser Gelegenheit muß nun der erste ernsthafte Gedanke an ein dem großen Dichter in seiner Vaterstadt zu errichtendes Denkmal aufgetaucht sein. Am 9. Dezember d. J. schreibt Thomas an Sulpiz: „Gestern war die erste Versammlung bei Bethmann wegen des Monuments für Goethe. Man vereinigte sich allgemein und lobend für Deinen Plan und bildete ein Komitee (zu dessen Präsidenten Sulpiz gewählt wurde). Platz: auf der Mühlischanze am ehemaligen Schneiderwall. Diese Insel wird zur Promenade eingerichtet, eine schöne Brücke wird dazu führen. Mir scheint dieser Plan vortrefflich. Guaita

und ich werden die Erlaubnis erbitten, daß von Senats wegen kein Anstand zum Bauen dort ist. Die Büste bitten wir Dich, sogleich zu bestellen. Bethmann behält sie allein, wenn aus der Sache nichts wird. Du kannst mit Dannecker alles festmachen. Die Subskription ergeht gleichzeitig an alle deutschen Höfe und an das Publikum." Sulpiz machte dem Dichter am 28. Dezember ausführliche Mitteilung von dem Entstehen und den bisherigen Vorbereitungen zur Ausführung des Planes, worauf dieser unter dem 14. Januar 1820 mit dem folgenden schönen Briefe antwortet: „Nach meinem Bedünken wäre die Teilnahme meiner lieben Vaterstadt und des übrigen guten Deutschland an meinem Geburtstage wohl hinreichend gewesen, um dem Verdientesten zu genügen und eine bescheidne Betrachtung der Resultate meines Lebens zu erleichtern. Gedenkt man aber, wie Sie vermelden, noch weiter zu gehn, so ist es rätlich, mit bescheidner Sorgfalt, damit Nemesis nicht ausgerufen werde, zu verfahren. Mein Alter und meine Gesundheit leiden keine Wagstücke mehr.“ Dannecker ist ihm als ausführender Künstler sehr willkommen, aber er hat Bedenken, wie sich das Zusammentreffen gestalten lasse. Er äußert sich schließlich mit folgenden Worten: „Sollte es nicht bedenklich sein, meine Freunde, einen Künstler dahin zu senden, wo er keine Formen mehr finden kann? wo die Natur auf ihrem Rückzuge sich nur mit dem Notwendigen begnügt, was zum Dasein allenfalls unentbehrlich sein möchte? Wie kann dem Marmor ein Bild günstig sein, aus dem die Fülle des Lebens geschwunden ist?“ Sulpiz sucht dieses Bedenken freilich aus dem Felde zu schlagen, muß aber von Dannecker melden, daß dieser wegen der Erkrankung seiner Frau zunächst ganz außerstande sei, sich in dieser Sache zu betätigen. Goethe schlägt für ihn Rauch vor, der verdienten Ruhmes genieße und nahe, obgleich noch ohne persönliche Bekanntschaft, an sein Haus und an die Seinen geknüpft sei. Sulpiz geht auf diesen Vorschlag ein. Es gibt dann noch manche Besprechungen, auch über die anzubringenden Reliefs, aber zur Ausführung kam der Plan doch nicht. Nur die herrliche Büste Goethes von Rauch, die unter allen Verewigungen des Dichters einen Ehrenplatz behauptet, ist diesen Umständen zu verdanken. Das bekannte Denkmal in Frankfurt ist nicht das, das diesem Sturm freundschaftlicher Begeisterung seinen Ursprung verdankt hätte.

Die zweite Angelegenheit, deren vorher gedacht worden ist, betraf die Ausgabe letzter Hand sämtlicher Werke des Dichters bei Cotta. Zwischen diesem und Goethe hatte sich im Laufe der Jahre durch die geschäftliche Verbindung ein sehr freundschaftliches Verhältnis ausgebildet, das durch häufige Besuche, die der Buchhändler bei seinen regelmäßigen Reisen zur Leipziger Messe als Abstecher nach Weimar gemacht hatte, immer mehr an Intimität zunahm. Sulpiz war mit Cotta ebenfalls nahe befreundet, teils weil das gesamte geistig vornehme Deutschland in den Kreis seines Umgangs gehörte, teils weil sie durch das Domwerk miteinander in nahe geschäftliche Beziehung getreten waren. So war er wie kein anderer geeignet, den ehrlichen Makler und Friedensstifter zu

bilben, dessen es in dem lebhaften Kriege, der zwischen Weimar und Stuttgart ausbrach, bedurfte. Es handelte sich um die Bedingungen, die Goethe für die Übernahme des Verlags stellte. Im Hinblick auf sein hohes Alter und aus der damit sich ergebenden Sorge für seine Familie glaubte er, mit seiner Forderung nicht zu bescheiden sein zu dürfen. Aber Cotta, der recht anständig zu sein entschlossen war, fand die Summe für den nötigen Vorteil des Verlegers zu hoch bemessen. Beide Männer wären bei dem beiderseits vorhandenen guten Willen schnell genug einig geworden. Aber eine gewisse Unruhe und Spannung kam in die Verhandlungen durch Goethes Sohn August, der als künftiger Erbe das Honorar möglichst in die Höhe zu schrauben und den Entschluß des Vaters dahin zu bestimmen suchte. Goethe fühlte sich in dieser Entwicklung sehr unglücklich. Seine Versenkung in seine Studien und dichterischen Arbeiten hielt seinen Geist auf einem ganz andern Niveau, als es Geldfragen entsprach. Seine angeborene Friedensliebe und die weise Gelassenheit des Alters rieten zur Verständigung, aber das Gefühl der Pflicht des Hausvaters, das August immer wieder wachrief, verschärfte denn doch die Tonart, in der die Verhandlungen geführt wurden, sehr, sodaß im Verlaufe dieser Angelegenheit mehr heftige Worte hin und her flogen, als man dergleichen in Goethischen Briefen sonst antrifft. Wie erfreulich war da das Eintreten einer so liebenswürdigen, verständnisvollen Persönlichkeit, wie Sulpius sie war, der überall zum Guten reden, aufsteigenden Unwillen beschwichtigen, die beiderseitigen Vorteile miteinander ausgleichen konnte, damit der strittigen Sache ein gutes Ende zu sichern und einen Bruch zu verhindern wußte, der, wenn er vollzogen worden wäre, auf beiden Seiten das schmerzlichste Bedauern verursacht hätte. Man sagt nicht zu viel mit der Behauptung, daß diese Angelegenheit und Boisserées Verhalten dabei die Krönung der Freundschaft war, und daß er damit dem großen Dichter den schönsten Lohn für dessen Liebe und Freundschaft heimzahlte.

Der letzte Besuch Boisserées in Weimar fällt in die Zeit, als diese Wolken noch nicht völlig beschworen waren, worunter jedoch die freundschaftliche Stimmung nicht litt. Sulpius bemerkt nach seiner Trennung: „Ich fühlte den ganzen Schmerz des Abschiedes.“ Es kamen nun für ihn die bewegten Jahre, in denen dem Übergang nach München seine Vermählung und die Eingewöhnung in die so tief veränderten Verhältnisse folgte. Da gab es keine Zeit zu andern als die durch Geschäfte oder die Rücksicht auf seine niemals sehr feste Gesundheit veranlaßten Reisen. Der Briefwechsel entschlummerte nicht. Goethes letzter Brief an ihn ist vom 25. Februar 1832, behandelt noch wichtige Phänomene der Farbenlehre und schließt mit der Wendung: „Für freundschaftliche Teilnahme dankbar, fortgesetzte Geduld wünschend, ferneres Vertrauen hoffend, unwandelbar Goethe.“ Sulpius antwortet unter dem 7. März, sodaß sein Brief sicher einer der letzten war, den Goethe noch lebend in die Hand bekam. Bald schlossen sich ja seine Augen für immer. Und gerade damals war der Freund auf dem

Wege zu ihm. Sulpiz erhielt die erschütternde Nachricht in Dresden, von wo aus der Seitenweg nach Weimar schon beschlossene Sache war. Ottilie, Goethes Schwiegertochter, hatte ihm den schmerzlichen Verlust gleich durch Soret, den Erzieher des Erbprinzen, anzeigen lassen. Melchior sandte ihm dies in französischer Sprache abgefaßte Schreiben von München aus nach, und er schrieb an Ottilie am 7. April 1832. In diesem Briefe heißt es: „Schon mehrmals stand ich im Begriff, Ihnen und Ihren lieben Kindern meine innigste Teilnahme an dem Verlust unsers Freundes zu bezeugen, der seit einundzwanzig Jahren auch mir ein wahrhaft väterlicher Freund gewesen ist. Aber mein Gemüt war zu sehr erschüttert, es hatte sich alles vereinigt, um meinen Schmerz auf das höchste zu verbittern. Ich kann es noch nicht ohne Tränen niederschreiben. Durch des Lebens Wechsel immer mehr auf Täuschung gefaßt, überwältigt mich doch dieser fürchterliche Verlust.“

Verwunden wurde auch dieser Schmerz, wie doch fast alle Schmerzen auf Erden. Ausgefüllt wurde die Lücke nicht wieder. Sulpiz hat noch zweiundzwanzig Jahre gelebt, seit 1845 wieder am heimischen Rhein, wenn auch nicht in der Vaterstadt Köln, doch im benachbarten Bonn, wo sein Haus in der Poppelsdorfer Allee noch eine Gedenktafel trägt. Der schwächlichste an Gesundheit aus dem Kleeblatt, hat er doch die beiden andern überlebt, Bertram sowohl wie auch den stillen, bescheidenen Melchior, der im Jahre 1851 starb, und von dem es so wenig zu erzählen gibt, auch wenn man von „den“ Boisserée sprechen will. Man muß sich aber dies freundliche Bild immer im Hintergrunde denken mit etwas blassen Zügen, aber doch in freundlichem Aussehen unverkennbar. Oder will man die Ältern mit einem kühnen Melodienträger vergleichen, so hört man doch dabei auch die sanfte zweite Stimme, die nichts will als begleiten, aber doch zur Harmonie des Ganzen wesentlich beiträgt.

Wir schauen noch einmal gerührten Blickes auf den schönen Herzensbund, der sich zwischen Sulpiz und Goethe geknüpft hat. Es war so, wie ich zu Anfang sagte: Zwei Weltanschauungen treffen aufeinander, die Jugend nimmt mit dem Alter den Kampf auf. Es fehlt nicht an leisen Disharmonien, aber siegend erhebt sich über diesen die edle Menschlichkeit, der Adel der Persönlichkeit, der beiden eigen war; sie waren einander wert, darum fanden sie sich, und als sie sich die Hand gereicht hatten, da bildete die Schönheit und Reinheit der Charaktere die feste Grundlage eines Freundschaftsbundes, den nichts zu erschüttern vermochte, und an dem das Auge einer dankbaren Nachwelt sich immer wieder zu erbauen vermag.

